

Von „Danton's Tod“ bis zum Nervensystem der Barben Naturforscher: Georg Büchner (1813-1837) *

von

Dieter Zissler, Freiburg i. Br. **

Werk und Wirkung

Personalbeschreibung

Alter: 21 Jahre

Größe: 6 Schuh, 9 Zoll neuen Hessischen Maßes

Haare: blond

Stirne: sehr gewölbt

Augenbrauen: blond

Augen: grau

Nase: stark

Mund: klein

Kinn: rund

Angesicht: oval

Gesichtsfarbe: frisch

Statur: kräftig, schlank

Besondere Kennzeichen: Kurzsichtigkeit

Anschrift des Verfassers:

Dr. DIETER ZISSLER, Institut für Biologie I,
Schänzlestraße 1, D-7800 Freiburg i. Br.

Geringfügig überarbeiteter und ergänzter Vortrag, gehalten am 8. Juli 1988 im Zoologischen Kolloquium des Instituts für Biologie I der Universität Freiburg i. Br.

Herrn Prof. Dr. KLAUS SANDER, geboren und aufgewachsen in Darmstadt, zum 60. Geburtstag



Abb. 1: Georg Büchner, nach einer Bleistiftzeichnung, vermutlich von Heinrich Adolf Valentin Hoffmann, die beim Bombenangriff auf Darmstadt 1944 verbrannt ist.

Der dieserart mit der kriminaltechnisch präzisen Auflistung seiner Körpermerkmale durch das Großherzoglich Darmstädtische Hofgericht der Provinz Oberhessen steckbrieflich gesuchte Einundzwanzigjährige ist der Student der Medizin an der Universität Gießen, Georg Büchner.

Ihm wird „indicierte Teilnahme an staatsverräterischen Handlungen“ vorgeworfen, was sich im wesentlichen auf die Ende März 1834 von ihm verfaßte und vom Butzbacher Rektor Weidig redigierte Flugschrift „Der Hessische Landbote“ bezieht.

Unter dem Aufruf „Friede den Hütten, Krieg den Palästen“ heißt es in dem Flugblatt¹⁾:

„Das Leben der Reichen ist ein langer Sonntag: sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigene Sprache. Das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug, der Reiche aber geht hinter ihm und dem Pflug und treibt ihn mit dem Ochsen am Pflug, er nimmt das Korn und läßt ihm die Stoppeln.

Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Äcker vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schwiele, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tische des Reichen.“

Doch jetzt, als der Steckbrief erscheint, ist ein Jahr vergangen. Es ist der 13. Juni 1835. Georg Büchner ist längst außer Gefahr. Am 9. März hat er die französische Grenze bei Weißenburg überschritten und in Straßburg Quartier bezogen.

Er hat nur noch wenig mehr als ein und ein halbes Jahr zu leben, bis ihn am 2. Februar 1837 eine Typhuserkrankung befällt und ihn in weniger als drei Wochen hinwegrafft.

In dieser Zeit, in diesen gut 18 Monaten, legt er mehr als 600 Seiten philosophische Vorlesungsmanuskripte und Exzerpte über Décartes, Spinoza und die griechische Philosophie an, übersetzt zwei Dramen aus dem Französischen ins Deutsche: „Lucretia Borgia“ und „Maria Tudor“ von Victor Hugo und schafft an vollends Eigenem ein schöngeistiges Werk nach dem anderen.

Mit dem noch im Darmstädter Elternhaus, unter unter dem ständigen Druck verhaftet zu werden, in höchstens fünf Wochen fertiggestellten Drama über die französische Revolution „Danton's Tod“ sind es „Lenz“, „Leonce und Lena“, „Woyzeck“, jedes einer eigenen Kategorie zugehörig und jedes im Urteil der Nachgeborenen ein Stück Weltliteratur.

Von Schülertagen an immer der Natur auf der Spur und folglich mehr an Naturwissenschaften als an Medizin im Sinne des Ärztlichen interessiert, setzt er in Straßburg sein Studium intensiver denn je fort, verlegt sich auf ein Gebiet, auf

¹⁾ Alle Büchner-Texte sind nach der von Fritz Bergemann herausgegebenen Gesamtausgabe „Sämtliche Werke und Briefe“, Leipzig 1956, zitiert.

dem er schon in Gießen durch gründliche Kenntnisse aufgefallen war²⁾, die Vergleichende Anatomie, und kann die Ergebnisse seiner sorgfältigen Untersuchungen über das Nervensystem der Barben am 13. und 20. April und am 4. Mai 1836, also in drei Sitzungen, vor der Gesellschaft des Naturhistorischen Museums in Straßburg vortragen.

Die Barben als Grundfische schnellfließender Gewässer stammten ebenso wie die zum Vergleich herangezogenen Hechte, Karpfen und Maifische aus dem Rhein und einigen kleineren Gewässern um Straßburg.

Büchner reicht seine Arbeit an der neugegründeten Universität Zürich ein, deren erster gewählter Rektor der aus Bohlsbach bei Offenburg gebürtige und wegen politischer Kontroversen mit dem Weimarer und dann auch noch mit dem Königlich Bayerischen Hof zunächst aus Jena und dann aus München vertriebene Professor für Naturgeschichte, Lorenz Oken ist.

Am 3. September 1836 wird Büchner zum Doctor philosophiae promoviert und zwei Monate später aufgrund seiner Probevorlesung „Über Schädelnerven“ an der Universität Zürich habilitiert.

Die Dissertation wird unter dem Titel „Mémoire sur le Système Nerveux du Barbeau (Cyprinus barbus L.)“ – heute heißt die Barbe *Barbus barbus* – auf Kosten der Gesellschaft des Naturhistorischen Museums Straßburg in deren Mémoires gedruckt (Abb. 2 und 3).

Die Jahreszahl 1835 auf der Titelseite täuscht, in Wirklichkeit erschien die Arbeit erst in der zweiten Lieferung des zweiten Bandes der Mémoires am 8. April 1837.

Damit bleibt – sehen wir einmal von dem von Weidig nicht unwesentlich veränderten „Hessischen Landboten“ ab – der „Danton“ das einzige von Büchners Werken, das zu seinen Lebzeiten veröffentlicht wurde, wenn auch verkürzt und vom Herausgeber Gutzkow der Moral wegen zensiert.

1850 gibt Georgs Bruder Ludwig anonym „Nachgelassene Schriften“ (ohne den „Woyzeck“) heraus. Eine erste kritische Gesamtausgabe besorgt 1879 Karl Emil Franzos³⁾. „Leonce und Lena“ wird 1895, der „Danton“ 1902 und der „Woyzeck“ gar erst 1913 uraufgeführt.

An Wahrnehmungen, an Rezeptionen von Büchners Werk hat es zwar nie ganz gefehlt, doch erst zu Beginn des neuen Jahrhunderts „mehren sich Anzeichen einer vertieften Beschäftigung“ (H. Mayer)⁴⁾. Seinen Genius zu entdecken blieb jedoch dem 20. Jahrhundert vorbehalten.

²⁾ C. Vogt: Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke. Stuttgart 1896

³⁾ Sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesamtausgabe. Einzel- und hg. von Karl Emil Franzos. Frankfurt a. M. 1879

⁴⁾ H. Mayer: Georg Büchner und seine Zeit. Frankfurt a. M. 1972

MÉMOIRES

DE LA SOCIÉTÉ

DU

MUSÉUM D'HISTOIRE NATURELLE

DE STRASBOURG.

TOME SECOND.



A PARIS,

Chez F. G. LEVRAULT, libraire, rue de la Harpe, n.º 81 ;

Et rue des Juifs, n.º 33, à STRASBOURG.

1855.

Abb. 2: Titelblatt des Bandes der Mémoires de la Société du Muséum d'Histoire Naturelle de Strasbourg, in dem Büchners Doktorarbeit erschien. Die Jahreszahl 1835 täuscht, die Arbeit wurde in der zweiten Lieferung dieses Bandes gedruckt und kam folglich erst am 8. April 1837 heraus.

MÉMOIRE

SYSTÈME NERVEUX DU BARBEAU

(*CYPRINUS BARBUS* L.);

GEORGE BÜCHNER.

Lu à la Société d'histoire naturelle de Strasbourg, dans les séances du 13 Avril,
du 20 Avril et du 4 Mai 1836.

PARTIE DESCRIPTIVE.

QUEL est le rapport des nerfs cérébraux avec les nerfs spinaux, les vertèbres crâniennes et les renflemens du cerveau? Quels sont ceux d'entre eux qui se trouvent les premiers au bas de l'échelle des animaux vertébrés? Quelles sont les lois d'après lesquelles leur nombre est augmenté ou diminué, leur distribution plus compliquée ou plus simple? — Questions importantes, qui ne pourront être résolues que par la méthode *génétique*¹, c'est-à-dire par une comparaison scrupuleuse du système nerveux des vertébrés en partant des organisations les plus simples et en s'élevant peu à peu aux plus développées. Mais en commençant ces recherches par la dernière classe des vertébrés, les poissons, on est embarrassé aussitôt par les données les plus contradictoires. Les anatomistes ne peuvent s'entendre sur le nombre, la signification et la distribution des nerfs. Le nombre des paires cérébrales qu'ils admettent varie de huit à onze. Les nerfs facial, glosso-

¹ Terme emprunté à l'école allemande : *Die genetische Methode*.
DD.

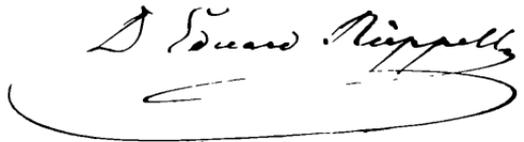


Abb. 3: Titelseite von Büchners Doktorarbeit. Das Exemplar, das den Namenszug Eduard Rüppells trägt, befindet sich in der Senckenbergischen Bibliothek in Frankfurt am Main.

Inzwischen ist die Sekundärliteratur ins Unüberschaubare angewachsen. Hans Mayer, der marxistische Literaturhistoriker, hat vielleicht die ausführlichste Würdigung zustandegebracht⁴⁾, der Freiburger Germanist Gerhart Baumann Büchners dramatische Ausdruckswelt subtil analysiert⁵⁾ und der in Sprache und Schrift das Wort brilliant führende Walter Jens die meines Erachtens bemerkenswertesten Reden auf und über Büchner gehalten^{6), 7)}.

Büchners Darmstädter Landsmann Eduard Schmid, der unter dem Pseudonym Kasimir Edschmid bekannt gewordene expressionistische Dichter, hat neben einigen Aufsätzen 1950 auch einen Roman unter dem Titel „Wenn es Rosen sind, werden sie blühen“ um und über Büchner geschrieben. 1966, im Jahr von Edschmids Tod, wurde der Roman unter dem käuferwirksameren Titel „Georg Büchner. Eine deutsche Revolution“ neu herausgebracht.

Seit dem zweiten Weltkrieg findet Büchner weltweit Beachtung als Dichter, zweifellos, aber auch und nicht zuletzt als politischer Schriftsteller, den die einen als Rebell sehen, die anderen als Revolutionär verstanden haben wollen, dessen „Hessischen Landboten“ die einen ebenbürtig zwischen Luthers 95 Thesen und der Münchener Flugschrift der Geschwister Scholl gegen das Hitler-Regime einordnen, die anderen ihn als Vorläufer des Kommunistischen Manifestes betrachten. Und dem gegenüber Gerhart Baumann meint: „Eine derartig skeptische Weitsicht charakterisiert keinen Dichter der Revolution, wohl aber einen Geist, der die Dichtung revolutioniert.“⁵⁾

Bei solcher fast nicht mehr zu überbietenden Rezeption des Dichters und des politischen Aufklärers siedelt der Naturforscher Büchner nur am Rande. Wenn er Erwähnung findet, dann meist so, daß man seinen Lebens- und Schaffensweg als den vom Revolutionär über den Dichter zum Naturforscher sieht, oder er wird gar als Arzt dargestellt, was er nun mal gar nicht war: er hat keine der ärztlichen Prüfungen abgelegt, Patienten nie gegenübergestanden und nie am Krankenbett gesessen.

In einem Brief Eugen Boeckels, Büchners Freund und Kommilitone aus Straßburg, der sein Medizinstudium in Paris fortsetzte und Büchner darüber berichtet, heißt es: „Von der übrigen medizinischen Fakultät schreibe ich Dir nichts, weil Dich die praktische Medizin nicht interessiert und ich mich hier ausschließlich mit abgebe.“ Und wenige Zeilen später: „Für Naturgeschichte, Physiologie und Anatomie simple et comparée wäre ein Aufenthalt hier sehr interessant für Dich.“

⁵⁾ G. Baumann: Georg Büchner. Die dramatische Ausdruckswelt. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. Göttingen 1976

⁶⁾ W. Jens: Schwermut und Revolte: Georg Büchner. In: Von deutscher Rede. München 1969

⁷⁾ W. Jens: Das Wort Erbarmen. Dankrede anlässlich des Alternativen Büchner-Preises. Die Zeit Nr. 9, 24. Feb. 1989

Spätestens am Ende von Büchners Gymnasialzeit hatte sich das voll durchgesetzt, was sich ihm als heranwachsendem Schüler aufgetan hatte: die Naturwissenschaften.

Soweit ich sehe, hat das unter den Literaten und Geisteswissenschaftlern – wenn überhaupt – keiner so deutlich begriffen wie Walter Jens. In einer Matinée des Wiener Burgtheaters sagte er am 6. Oktober 1963: „Mit Georg Büchner betritt 100 Jahre vor Musil, Döblin und Broch – gemeint sind Robert Musil, der Ingenieur, Alfred Döblin, der Mediziner, und Hermann Broch, der Psychologe – betritt 100 Jahre vor Musil, Döblin und Broch der erste vom Geist der Naturwissenschaften geprägte deutsche Schriftsteller das Podium, ein früher mit Linné'scher Präzision operierender Poet.“⁶⁾

Und an anderer Stelle in derselben Rede heißt es: „Nicht die Poesie, von der er Ruhm erwartete, sondern die Naturwissenschaft . . . war Büchners Beruf. Was aber das Sichumtun auf dem Feld exakter Forschung, was Anatomie-Studium und morphologische Spekulation für den Dramatiker bedeuteten, hat schon Gutzkow – jener Frankfurter Publizist, der Büchner bei der Drucklegung des „Danton“ behilflich war – erkannt. »Seien Sie nicht ungerecht gegen dies Studium«, mahnt er 1836, als er davon hörte, daß der Autor des „Danton“ mit dem Umzug von Straßburg nach Zürich auch eine Berufserweiterung – Naturphilosophie statt Medizin – vornehmen wollte, »Seien Sie nicht ungerecht gegen dies Studium; denn diesem scheinen Sie mir Ihre hauptsächliche Force zu verdanken, ich meine Ihre seltene Unbefangenheit, fast möchte ich sagen, Ihre Autopsie, die aus allem spricht, was Sie schreiben.«“

Haben also von seinem Zeitgenossen Gutzkow bis zu Walter Jens in unseren Tagen Literaten und Literaturwissenschaftler die Bedeutung des Morphologen Büchner für seine Dichtung klar erkannt und begriffen, auf welcher Denk- und Arbeitsmethode seine neuartige Poesie fußt, welcher Herkunft sie ihre „Force“ verdankt, so bleibt die Bedeutung Büchners als Naturforscher bis in die 60er Jahre unseres Jahrhunderts so gut wie unbekannt und ist einem breiteren Auditorium erstmals in der Ausstellung aus Anlaß von Büchners 150. Todestag 1987 auf der Mathildenhöhe in Darmstadt näher gebracht worden.⁸⁾

Immerhin werden in der Fachliteratur seine Sektionsbefunde wenigstens zehnmal zitiert, zuletzt 1934⁹⁾. Unter den Zitierenden ist dreimal Johannes Müller, der Vollblutzoologe dieser Jahre schlechthin und Mitbegründer der exakten, weil experimentellen Physiologie. In seinem „Jahresbericht über den Fortschritt

⁸⁾ Georg Büchner: 1813–1837; Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler; Katalog der Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt, 2. Aug.–27. Sept. 1987. Georg Büchner Ausstellungsges. Basel, Frankfurt a. M. 1987

⁹⁾ A. Hirt: Die vergleichende Anatomie des sympathischen Nervensystems. In: L. Bolk et al. (Hrsg.): Handbuch der vergleichenden Anatomie der Wirbeltiere, Berlin, Wien 1934

der anatomisch-physiologischen Wissenschaften im Jahre 1836¹⁰⁾ widmet er dem Mémoire beachtliche vier Seiten.

Der Rostocker Anatom Hermann Friedrich Stannius stellt in seiner Monographie „Das peripherische Nervensystem der Fische, anatomisch und physiologisch untersucht“ 1849 Büchners Untersuchungen denjenigen Cuviers über das Nervensystem der Fische an die Seite. Folglich findet Büchner auch mehrfach in dem von Siebold und Stannius verfaßten zweibändigen „Lehrbuch der Vergleichenden Anatomie“ Erwähnung.

Und noch ein Beispiel einer ganz anderen Rezeption der Büchnerschen Dissertation sei genannt. Von den 300 gedruckten Exemplaren des Mémoire findet sich eines in der Senckenbergischen Bibliothek in Frankfurt a. M.. Es stammt aus dem Nachlaß des Frankfurter Forschungsreisenden Dr. Eduard Rüppell und trägt seinen Namenszug. Rüppell, dessen Reisen in das nörd- und östliche Afrika fast eine ähnliche Bedeutung zukommt wie denen Alexander von Humboldts für Südamerika¹¹⁾, war korrespondierendes Mitglied der Straßburger Gesellschaft und hat als solcher wohl das Separatum zugeschickt bekommen. Daß er es jedoch seiner Bibliothek einverleibte und aufbewahrte, könnte durchaus darauf zurückzuführen sein, daß er selbst, wenn auch nicht anatomisch, so doch systematisch und faunistisch über Karpfenfische im Tana-See im nördlichen Aethiopien gearbeitet hat.

Aus Anlaß der Jahrhundertfeier der Universität Zürich liefert 1936 der Schweizer Zoologe Jean Strohl unter dem Titel „Lorenz Oken und Georg Büchner, zwei Gestalten aus der Übergangszeit von Naturphilosophie zur Naturwissenschaft“ die erste und für die nächsten 30 Jahre so gut wie einzige Würdigung Büchners als Naturforscher.

Das Schrifttum der Historischen Biologie jedoch kennt bis auf den heutigen Tag den Naturforscher Georg Büchner nicht. Weder die „Geschichte der Biologie“ von Ilse Jahn und Mitarbeitern¹²⁾ noch Ernst Mayrs „Entwicklung der biologischen Gedankenwelt“¹³⁾ nennen seinen Namen, beide aber den seines Bruders Ludwig, der nach einem Medizin-Studium, voll im Zeitgeschmack materialistischer Naturphilosophie, nicht mehr als ein Kompilator und Popularisator

¹⁰⁾ In: J. Müller (Hrsg.): Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medizin 1837

¹¹⁾ R. Mertens: Eduard Rüppell. Leben und Werk eines Forschungsreisenden. Frankfurt a. M. 1949

¹²⁾ I. Jahn, R. Löther und K. Senglaub (Hrsg.): Geschichte der Biologie. Theorien, Methoden, Institutionen, Kurzbiographien. Zweite, durchgesehene Aufl. Jena 1985

¹³⁾ E. Mayr: Die Entwicklung der biologischen Gedankenwelt. Vielfalt, Evolution und Vererbung. Berlin 1984

biologischer Wissenschaft, also ein früher Wilhelm Bölsche war.

Doch es gibt, fast ist man versucht zu sagen, gottlob, wenigstens einen unter den Biologen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und noch dazu einen, der aufgrund seiner einzigartigen Vielseitigkeit und Gründlichkeit besonders gerühmt wurde, der Büchners wissenschaftliche Leistung als genial erkannte.

In einem gedruckten Vortrag aus dem Jahre 1948 über die „Biologie der Romantik“ heißt es an jener Stelle, die sich mit der Wirbeltheorie des Schädels in der Auffassung von Goethe und Oken befaßt: „Ein seltsames Geschick stellte im Banne dieses Problems — eben der Wirbeltheorie des Schädels — an Okens Seite ein Menschenalter nach seiner Jenaer Antrittsrede die eigenartigste Persönlichkeit der ausgehenden romantischen Biologie, Georg Büchner, dessen Drama «Danton's Tod» uns seinen Namen mehr gegenwärtig hält als seine kurze Laufbahn als Forscher. Sie trägt aber ebenso wie seine Dichtung den Stempel der Genialität. Beseelt von dem Streben universaler Zusammenschau, aber frei von der spekulativen Methode war Georg Büchner auf dem Wege, die naturphilosophische Problematik in die Forschung hinüberzuleiten. Aber die Genossen gingen andere Wege; wir brauchen nur den Namen seines jüngeren Bruders Ludwig Büchner, des Verfassers von «Kraft und Stoff» zu nennen.“ Der Autor ist Alfred Kühn.¹⁴⁾

Im Gegensatz zur Biologie hat die Medizin etwa ab Ende der 30er Jahre, also mit nur verhältnismäßig geringer Zeitverzögerung zur Wiederentdeckung Büchners durch die Germanistik, sich ihm hier und da angenommen, so daß heute rund 25 Veröffentlichungen vorliegen. Von ihnen sind zwar die meisten nicht mehr als biographische Erinnerungen in ärztlichen Mitteilungsblättern. Wenigstens sieben^{19)–25)}, darunter vier Doktorarbeiten, eine bemerkenswerte Einzeluntersuchung und ein ausgezeichnete Vortrag des Heidelberger Pathologen Wilhelm Doerr, sowie der o.g. Ausstellungskatalog⁸⁾ leisten echte Beiträge zur Büchnerforschung.

Leben und Herkunft

Georg Büchner entstammt einer Asklepiadenfamilie, einer Medizinerdynastie, wie sie ihresgleichen sucht: Alle Vorfahren in der direkten und die meisten in den Nebenlinien waren Feldschere, Wundärzte oder Stadt- und Amtschirurgen, vom ersten nachweisbaren Bader Hans Büchner, der vermutlich 1550 geboren wurde, bis zum Obermedizinalrat Ernst Büchner, Georgs Vater.

Die Büchners kommen aus dem Odenwald; der Familienname geht offenbar auf den Ort Buchen am östlichen Rand zurück. Der Vater, Ernst Büchner, wird

¹⁴⁾ A. Kühn: Biologie der Romantik. Romantik, ein Zyklus Tübinger Vorlesungen. Tübingen u. Stuttgart 1948

in Reinheim/Odenwald geboren und erhält seine erste medizinische Ausbildung in Holland. Zunächst als chirurgischer Gehilfe, schließlich als Oberchirurgus begleitet er fünf Jahre ein auf französischer Seite kämpfendes Regiment während der napoleonischen Feldzüge quer durch Europa.

Wie Alexander Büchner, der jüngste Bruder Georgs, berichtet, sei der Vater bei einer Truppenparade in Versailles vom Kaiser Bonaparte persönlich angesprochen worden: „Tu montes bien a cheval, quel age as-tu?“ (Du machst eine gute Figur zu Pferde, wie alt bist Du?). Man weiß ja nur allzu gut, daß derlei Erlebnisse in jungen Jahren ein Leben lang vorhalten können, Prägungen sein können.

Ernst Büchner kehrt schließlich nach Hessen zurück, nimmt nach kurzer Zeit als Assistenzarzt am Hospital in Hofheim im Ried das Medizin-Studium wieder auf und wird im November 1811 an der Landesuniversität Gießen zum Doktor der Chirurgie und Geburtshilfe promoviert. Einige Jahre später erwirbt er noch den Titel eines Doktors der „Inneren Heilkunde“.

Er heiratet Caroline Reuß, die Tochter seines Hofheimer Vorgesetzten, des Hofkammerrates Johann Georg Reuß und ist ab 1812 Distriktsarzt in Goddelau, einem Dorf an der Strecke Darmstadt – Mannheim, später mit Erfelden vereinigt und heute ein Teil von Riedstadt. Hier in Goddelau wird am 17. Oktober 1813 Georg Büchner geboren. Der 17. Oktober 1813 – das ist der zweite Tag der eine politische wie geschichtliche Wende einleitenden Völkerschlacht bei Leipzig.

Die Niederlage Napoleons muß bei den Eltern Büchner ein geradezu diatremal entgegengesetztes Empfinden ausgelöst haben. Die in einer angesehenen pfälzischen Beamtenfamilie mit verwandtschaftlichen Beziehungen ins Elsaß in Pirmasens aufgewachsene Mutter war, dem Zeitgeist der Romantik folgend, patriotisch gesonnen. Eines ihrer Idole war der gerade vor wenigen Wochen gefallene und zum Lyriker der Befreiungskriege erhobene Theodor Körner. Des Vaters Idol dagegen – nahezu folgerichtig – war Kaiser Napoleon. Als Bonapartist war und blieb er auch Monarchist, und dies galt auch gegenüber seinem Landesherrn, dem franzosenfreundlichen Rheinbundmitglied, dem Großherzog Ludwig I. von Hessen-Darmstadt.

Die Eltern Büchners waren also „völlig entgegengesetzten Wesens und führten dennoch eine harmonische Ehe“, bestätigt Anton Büchner, ein Großneffe Georgs, 1963 in seinem Büchlein „Die Familie Büchner“. ¹⁵⁾ Wenn man den biographischen Überlieferungen durch Karl Emil Franzos folgt und hört, die Mutter Georgs sei musisch, großzügig und einfühlsam gewesen, habe die Selbständigkeit und Urteilsfähigkeit ihrer Kinder gefördert; der Vater dagegen naturwissenschaftlich-exakt, illiberal-streng und auf das zielstrebige und praxisbezogene Fortkommen seiner Kinder bedacht, dann denkt man unwillkürlich an Goethes

¹⁵⁾ A. Büchner: Die Familie Büchner. Georg Büchners Vorfahren, Eltern und Geschwister. Darmstadt 1963

„Vom Vater die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabulieren“. Und Anton Büchner meint auch, daß Franzos wohl ein wenig in diese Richtung geschönt habe, daß die Elternporträts aber im wesentlichen richtig seien.

Wie bedenklich realistisch der Vater seine Kinder erzog, zeigt auch die Tatsache, daß er mit Georgs damals gerade zwölf Jahre altem Bruder Ludwig, dem späteren Autor von „Kraft und Stoff“, der — so die Vorstellung des Vaters — ja einmal Arzt werden sollte, zu einer öffentlichen Hinrichtung gegangen ist.

Die Mutter gibt Georg den ersten Elementarunterricht, schafft ihm den Zugang zur Welt der Dichtung und des Schönen und vor allem auch die Beziehung zu Herders „Stimmen der Völker in Liedern“, zu „Des Knaben Wunderhorn“ und den Märchen der Brüder Grimm. Hier werden dem der Natur und dem Natürlichen nachspürenden Knaben Bausteine angeboten, deren Verwendung und Weiterentwicklung er später als neue Mittel künstlerischer Darstellung einzusetzen vermag, wenn er etwa Fuhrmanns-, Räuber- und Küchenlieder aufnimmt oder seine Figuren im kräftig-derben Ton des Volkes sprechen läßt oder aber, um die Einheit von Sprache und Wesen hervorzuheben, darmstädtisch-hessischen Ausdruck wählt. Der „Woyzeck“ ist voll davon. In „Leonce und Lena“ läßt er z.B. die aufgebrachte Gouvernante dem Valerio entgegenschleudern: „Warum reißen Sie, Geehrtester, das Maul so weit auf, daß Sie einem ein Loch in die Aussicht machen?“

Zur Persönlichkeit des Vaters folge ich noch einmal Anton Büchner. Der Medizinalrat Ernst Büchner war ein vielgesuchter Arzt, aber sein Herz gehörte den Wissenschaften, denen er sich in einem eigenen mit Instrumenten und menschlichen Skeletten ausgerüsteten Laboratorium und Museum sowie einer beträchtlichen Bibliothek widmete. Hier hielt er anatomische und physiologische Kurse ab und schrieb seine wissenschaftlichen Beiträge für medizinische Zeitschriften.

Der Vater war freisinnig und, wenn es das Gewissen gebot, zu Protesten bereit, aber von eigensinniger Härte, wenn es Angriffe auf die bestehende staatliche Ordnung betraf, wodurch der Bruch mit seinem Ältesten unausweichlich kommen mußte.

Die Wissenschaft hatte ihn in religiösen Fragen zum Skeptiker gemacht. Darin trifft er sich mit seinem Sohn, als dieser nach frühkindlicher Kirchenfrömmigkeit und unstillbarem Durst nach Wahrheit zu zweifeln beginnt und, wie sein Mitschüler Ludwig Wilhelm Luck später berichtet¹⁶⁾, gegen „den ihm ungenügenden Vortrag des Predigers als Hohlheit demonstrierte“, indem er mit anderen während des Gymnasialgottesdienstes statt des jedesmal zu singenden Lied-

¹⁶⁾ L. W. Luck: Georg Büchners Darmstädter Gymnasialzeit. In: K. Esselborn (Hrsg.): Unter der Diltheykastanie. Schulerinnerungen ehemaliger Darmstädter Gymnasiasten. Darmstadt 1929

verses halblaut „die Worte des Totengräbers im Hamlet sang: Und eine Grube gar tief und hohl für solchen Gast muß sein.“

1816 — Georg ist drei Jahre — wird der Vater Bezirksarzt in Darmstadt, und die Familie — Georg hat inzwischen noch eine Schwester — übersiedelt in die Landeshauptstadt. Hier werden die Geschwister Wilhelm, Ludwig, Alexander und Luise geboren; ein weiteres Brüderchen stirbt als Säugling.

Mit Ausnahme der ältesten Schwester Mathilde, die ihr Leben lang häuslich bleibt, rebellieren alle Büchner-Kinder gegen die politischen Zwänge ihrer Jugendjahre, denken naturwissenschaftlich und republikanisch und bereiten ihren Eltern ein gerüttelt Maß an Umtrieb und Aufregung. Sie alle werden schriftstellerisch tätig.

Wilhelm, der Georg zum Verwechseln ähnlich sieht, studiert nach einer Apothekerlehre Chemie bei Justus Liebig in Gießen. Er kann die Methode zur Herstellung künstlichen Ultramarins verbessern und mit diesem „know how“ eine eigene Fabrik in Pfungstadt gründen. Als Landtags- und Reichstagsabgeordneter veröffentlicht er politische Schriften.

Luise setzt sich als gesellschafts- und kulturpolitische Schriftstellerin für Frauenarbeit und Frauenbildung ein.

Ludwig verfaßt „Kraft und Stoff“ und verliert prompt seine Stellung als Assistenzarzt und Privatdozent in Tübingen. So wird er freier Schriftsteller, der versucht, komplizierte naturwissenschaftliche und medizinische Sachverhalte populär darzustellen und mit Philosophischem zu verbinden. Er besucht Darwin und Lyell in England und überträgt Lyells „Das Alter des Menschengeschlechts“ ins Deutsche.

Alexander, der Jüngste unter den Büchnergeschwistern muß eines Hochverratsprozesses wegen seine juristische Laufbahn beim Darmstädter Hofgericht abbrechen. Er geht nach Frankreich und wird in Caen Professor für Literaturgeschichte.

Obgleich Ludwig Büchner 1850 Georgs „Nachgelassene Schriften“ herausgibt und später (1879) zu dessen wissenschaftlicher Leistung meint, Georg würde vielleicht, wenn er am Leben geblieben wäre, „derselbe große Reformator der organischen Naturwissenschaften geworden sein, welchen wir jetzt in Darwin verehren“ und Luise unter dem Titel „Der Dichter“ ihrem Bruder einen novellistischen Versuch widmet, sterben alle Geschwister ohne um die wahre Größe Georgs zu wissen.

Das vom Jüngsten, Alexander, „Pensionopolis“ genannte bieder-brave Darmstadt muß geradezu als Herausforderung, als Provokation auf die für ihr Umfeld höchst sensiblen Büchner-Kinder gewirkt haben.

„Für die Pensionen werden 480.000 Gulden jährlich ausgegeben“, stellt Georg später im „Hessischen Landboten“ fest und fährt fort: „Dafür werden die Beamten aufs Polster gelegt, wenn sie eine gewisse Zeit dem Staate treu gedient haben, d.h. wenn sie eifrige Handlanger bei der regelmäßig eingerichteten Schin-

derei gewesen, die man Ordnung und Gesetz heißt . . . Für die Not der einfachen Menschen bekümmert sich niemand.“

Im Frühjahr 1825 kauft der inzwischen zum Medizinalrat aufgestiegene Vater Büchner das Haus Grafenstraße 39. In einem großen Zimmer des Hinterhauses wird zehn Jahre später Georg den „Danton“ schreiben. Das Haus ist in der Bombennacht vom 11. auf den 12. September 1944 zerstört worden, was noch erhalten blieb, sind Teile der Mauer, die den Garten umgab und an der Georg mit Hilfe seines Bruders Wilhelm für alle Fälle die Leiter zur Flucht bereithielt. Im Jahre von Büchners 150. Todestag, 1987, blühten hier rote Rosen, wie geradezu als Erinnerung an den verlorengegangenen Buchtitel von Edschmids Roman „Wenn es Rosen sind, werden sie blühen“

Ab 1825, da die Büchners in der Grafenstraße wohnen, besucht Georg das „Pädagog“ genannte humanistische Gymnasium in Darmstadt, dessen Lehrplan die alten Sprachen bevorzugt und die neuzeitlichen Realien, die naturwissenschaftlichen Fächer vernachlässigt.

Die alten Sprachen aber interessieren Büchner wenig. Er, den die Natur gepackt hat, schreibt einmal an den Rand eines Nachschriftheftes: „Lebendiges! Was nützt der tote Kram!“

Er liebt Homer, Goethe und vor allem Shakespeare. Kein Werk der deutschen Poesie hat ihn so beeindruckt wie der „Faust“. „Für Unterhaltungslektüre hatte er keinen Sinn, er mußte beim Lesen zu denken haben“, erinnert sich sein Mitschüler Friedrich Zimmermann¹⁷⁾. Und derselbe stellt fest: „Er warf sich frühzeitig auf religiöse Fragen, auf metaphysische und ethische Probleme, in einem inneren Zusammenhang mit Angelegenheiten der Naturwissenschaften, für deren Studium er sich früh entschied.“

Ich glaube, dies offenbart bereits den ganzen Büchner, wie er uns später in seinen Werken entgegentritt: Die Phänomene des Lebendigen, gleich welcher Art sie sind, werden synoptisch betrachtet und als solche naturwissenschaftlich analysiert. Daß ihn dabei eine spezifische Auffassung des Lebendigen leitet, die er zeit seines Lebens vertreten wird, geht aus einem Schüleraufsatz hervor, in dem er eine Schrift über den Selbstmord kritisiert.

Büchner schreibt: „Die Erde wird nämlich hier ein Prüfungsland genannt. Dieser Gedanke war mir immer sehr anstößig, denn ihm gemäß wird Leben nur als Mittel betrachtet. Ich glaube aber, daß das Leben selbst Zweck sei, denn Entwicklung ist der Zweck des Lebens. Das Leben selbst ist Entwicklung, also ist das Leben selbst Zweck.“

Indem er sich damit gegen die Teleologie wendet, greift der Primaner Büchner in einen naturwissenschaftlichen Streit ein und bezieht Stellung; denn, um Ernst

¹⁷⁾ F. Zimmermann: Auf der Schulbank mit Georg Büchner. In: K. Esselborn (Hrsg.): Unter der Diltheykastanie. Schulerinnerungen ehemaliger Darmstädter Gymnasiasten. Darmstadt 1929

Mayr zu zitieren, „während des 19. Jahrhunderts und bis mitten in unsere moderne Zeit hinein blieb für oder gegen die Teleologie zu sein, ein Schlachtruf.“

Und was später einmal seine Methode, sein Stil, seine Sprache ausmachen werden, läßt der Siebzehnjährige ein Jahr vor Schulabschluß klar und deutlich erkennen. Wiederum geht es um Selbstmord. In einer Schülerrede vor großem Publikum rechtfertigt Büchner am 29. September 1830, für einen Siebzehnjährigen fast beängstigend nüchtern, nur den eigenen Denkbahnen folgend, souverän und kühn, den Selbstmord des Cato von Utica, der, als erbitterter Gegner Caesars, den selbstgewählten Tod einer Unterwerfung vorzieht.

Gleich zu Anfang seiner Rede stellt er die Verfahrensweise vor: „Man darf die Ereignisse und ihre Wirkungen nicht beurteilen, wie sie äußerlich sich darstellen, sondern man muß ihren inneren tiefen Sinn zu ergründen suchen und dann wird man das Wahre finden . . . So wenig Cato als Christ war, so wenig kann man die christlichen Grundsätze auf ihn anwenden wollen, er ist nur als Römer und Stoiker zu betrachten. Diesem Grundsatz gemäß werde ich alle Einwürfe, wie z.B. «es ist nicht erlaubt, sich das Leben zu nehmen, das man sich nicht selbst gegeben» oder «der Selbstmord ist ein Eingriff in die Rechte Gottes» ganz und gar nicht berücksichtigen und nur die zu widerlegen suchen, welche man Cato vom Standpunkt des Römers aus machen könnte.“ Hier bereits haben wir es: die Autopsie.

Zu Ostern 1831 geht seine Gymnasialzeit zu Ende, läuft gleichsam aus; denn ein Abitur als Abschlußprüfung gab es damals noch nicht.

Als Studienort wählt er Straßburg. Hier lebten Verwandte der Mutter. Möglicherweise spielt aber auch ebenso die Francophilie des Vaters eine Rolle, wie dieser bedacht sein konnte, seinem Ältesten mehr zu vermitteln, als es die Landesuniversität Gießen vermochte, die er ja auf alle Fälle noch besuchen mußte, denn – so war es hessisches Gesetz – ein jedes Landeskind mußte sein Studium an der Landesuniversität abschließen.

In Straßburg gerät er mitten in die biologischen Wissenschaften auf der Höhe der Zeit. Die Anfangsjahre des 19. Jahrhunderts waren von zwei miteinander streitenden Strömungen der Biologie bestimmt, und beide wurden in Straßburg von hervorragenden Lehrern vertreten.

Die Vergleichende Anatomie und Zoologie lehrte Georges Duvernoy, der bedeutendste Schüler Cuviers und auch sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Naturgeschichte am Pariser Collège de France. Wie sein Lehrer Cuvier reiner Empiriker, lehnte Duvernoy naturphilosophische Spekulationen ab.

Der Physiologe Ernest-Alexandre Lauth dagegen vertrat die naturphilosophische Richtung Geoffroy Saint-Hilaire's. Durch ihn dürfte Büchner mit den Schriften Schellings, Okens, ja der Naturphilosophie schlechthin Kontakt erhalten haben.

In Straßburg findet er auch Anschluß an die theologische Studentenverbindung Eugenia. Mit deren Mitgliedern, darunter die Brüder Stoeber, denen er die Quellen zum „Lenz“ verdankt, sowie elsässische Volkslieder, die er im

„Woyzeck“ verwendet, unternimmt er zahlreiche Wanderungen durch Elsaß und Vogesen.

Der Bericht über seine große Vogesen-Wanderung vom 25. Juni bis Anfang Juli 1833 im Brief vom 8. Juli an die Eltern ist eine einzigartige Naturbeschreibung, vergleichbar Goethes Aufzeichnungen über seine Schweizer Reisen.

Es ist zu vermuten, daß er auf diesen Wanderungen eine offensichtlich schon als Schüler in Darmstadt gepflegte Naturbeschäftigung wieder aufnimmt, jedenfalls heißt es in einem Brief seines Bruders Wilhelm vom 13. November 1831: „Auch hoffe ich, daß Du Schmetterlinge einsammeln wirst. Der Mutter war es sehr leid, daß Du ihr gar nicht für die Vorhänge an den Schmetterlingskästen gedankt hast, welche sich sehr schön ausnehmen.“

Ein ähnlich starkes Naturerlebnis hat Büchner dann wenige Monate später im Oktober 1833 noch einmal, als er mit dem Straßburger Freund, dem Theologie-Studenten Alexis Muston, der nach Darmstadt gekommen ist, um für seine Dissertation Waldenserakten einzusehen, von Zwingenberg über den Melibocus zum Felsenmeer im Odenwald wandert. Muston, das scheint mir für den Einfluß auf Büchner und ebenso die Wanderung wesentlich, hatte ein Auge und Sinn für Tiere, Pflanzen, Landschaften und ein Herz für die Armen und Unterdrückten.

Am 31. Oktober 1833 schreibt Büchner sich an der „Ludoviciana“, der Ludwigsuniversität in Gießen ein, am selben Tag wie Carl Vogt²⁾, der 13 Jahre später auf Betreiben Liebig's und Alexander von Humboldts als erster Ordinarius auf den Lehrstuhl für Zoologie in Gießen berufen wird, und der als streitlustiges Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung in der Paulskirche nach deren Auflösung fliehen mußte und dann in Genf lebte und lehrte. Aufgrund seines Eintretens für die Lehre Darwins ist er bis in unsere Zeit noch in Gießen und Umgebung als „Affenvogt“ bekannt.

Ähnlich wie in Straßburg erfährt Büchner auch in Gießen naturphilosophisches Denken und kausal-analytische Betrachtungsweise und erlebt zudem mit der Einführung des Experiments den Übergang von der Naturgeschichte zur Naturwissenschaft. Für jede Richtung steht in Gießen eine Professorenpersönlichkeit.

Einer der wesentlichen Vertreter der naturphilosophischen Richtung war Johann Bernhard Wilbrand. Er war Botaniker, Zoologe und Direktor der Anatomie. Auch wenn er den Blutkreislauf und die Sauerstoff-Aufnahme bei der Atmung leugnete und noch manch anderes Kauzige pflegte, so hatte er doch auch wissenschaftliche Verdienste.

Leiter der Präparations- und Sektionsübungen am anatomischen Theater, ein Mann exakter Methoden und kausalanalytischer Beschreibung, war Friedrich Christian Wernekinck. Als „trefflicher Präparator“ – so Carl Vogt – lehrte er in einem Privatissimum, an dem Büchner teilnahm, Anatomie à la Cuvier und stellte die damals gängigen Wirbeltheorien vor.

Prominentester Vertreter der neuen Experimentalwissenschaft war Justus Liebig, der ständig mit den Naturphilosophen im Streit lag, bis zu seiner von Zorn getragenen Rhetorik: „Naturphilosophen ins Zuchthaus!“

Büchner selbst hat eigentümlicher- oder auch verständlicher Weise nie in Liebig berühmtem und heute als Museum erhaltenen Labor gearbeitet.

Das Wintersemester 1833/34 wird für Büchner zum Alptraum. Er fühlt sich in Gießen gar nicht wohl. Nach fünf Wochen erkrankt er an einer Hirnhautentzündung, die er im Elternhaus in Darmstadt medizinisch auskuriert. Nach dem Jahreswechsel 33/34 ist er aber wieder in Gießen.

„Hier ist kein Berg, wo die Aussicht frei ist. Hügel hinter Hügel und breite Täler, eine hohle Mittelmäßigkeit in Allem. Ich kann mich nicht an diese Natur gewöhnen und die Stadt ist abscheulich“, schreibt er im März 1834 an Minna Jaeglé.

Und einige Tage später an die Eltern: „Ich war im Äußeren ruhig, doch war ich in tiefe Schwermut verfallen, dabei engten mich die politischen Verhältnisse ein, ich schäme mich ein Knecht mit Knechten zu sein, einem vermodernden Fürstengeschlecht und einem kriechenden Staatsdiener-Aristokratismus zu gefallen. Ich komme nach Gießen in die niedrigsten Verhältnisse. Kummer und Widerwillen machen mich krank.“

Der in seinem Urteil über Feind wie Freund keineswegs zimperliche Carl Vogt schildert Büchner wie folgt: „Offen gestanden dieser Georg Büchner war uns nicht sympathisch. Seine Zurückgezogenheit wurde für Hochmut ausgelegt, und da er offenbar mit politischen Umtrieben zu tun hatte, ein- oder zweimal auch revolutionäre Äußerungen hatte fallen lassen, so geschah es nicht selten, daß man abends von der Kneipe kommend, vor seiner Wohnung still hielt und ihm ein ironisches Vivat brachte: Der Erhalter des europäischen Gleichgewichtes, der Abschaffer des Sklavenhandels, Georg Büchner, er lebe hoch! Er tat als höre er das Gejohle nicht, obgleich seine Lampe brannte und zeigte, daß er zu Hause sei. In Wernekincks Privatissimum war er sehr eifrig und seine Diskussionen mit dem Professor zeigten uns, daß er gründliche Kenntnisse besitze, welche uns Respekt einflößten. Zu einer Annäherung kam es aber nicht, sein schroffes, in sich abgeschlossenes Wesen stieß uns immer wieder ab.“

Es mag wohl vieles zusammengekommen sein, was den bisher kühl distanzierenden Beobachter in Gießen zum politischen Täter werden ließ: von der eigenen seelischen Not über das, was von Straßburg her als sozial-revolutionäre Forderungen im Gefolge der Pariser Juli-Revolution in ihm gährte, vielleicht auch die Begegnung mit Muston als einem sozial engagierten Freund, bis zu den nun im Hessischen an Ort und Stelle erlebten Zuständen, wie er sie dann im „Landboten“ anklagt.

Am 3. Juli 1834 ist er bei einem von Weidig organisierten geheimen Treffen von Gießener und Marburger Verschwörern auf der Badenburg, einer zwischen Bäumen und Büschen verborgenen Ruine an der Lahn zwischen Gießen und Marburg. Sie beschließen, den „Landboten“ unters Volk, d.h. unter die Bauern

zu bringen. Büchner selbst und ein weiteres Mitglied schaffen das Manuskript in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli in Botanisiertrommeln zu ihrem Verleger nach Offenbach. Aber die Sache wird von einem Vertrauensmann aus dem Umfeld Weidigs gegen Geld verraten.

So nimmt die Geschichte ihren schon geschilderten Verlauf zu Fahndung und Flucht nach Straßburg. Damit ist der Aktivismus verfliegen: Büchner wird wieder der kühl distanzierte Beobachter, der noch im selben Jahr an Gutzkow schreibt: „Mästen Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topf des Bauern macht den gallischen Hahn verenden.“

Ein Jahr später, am 18. Mai 1836, wird er aufgrund seines Vortrages über das Nervensystem der Barben zum korrespondierenden Mitglied der Naturhistorischen Gesellschaft in Straßburg ernannt. Er nimmt noch an zwei weiteren Sitzungen der Gesellschaft teil und berichtet – wie das Protokoll ausweist –, „daß er mehrere Wassermolche lebend gehalten habe, welche sämtlich im Verlauf von 15 Tagen die Haut gewechselt hätten.“

Am 18. Oktober reist er nach Zürich und bezieht in der Spiegelgasse 12 eine Wohnung. Im Haus daneben wohnte 80 Jahre später Lenin. Und der Büchner-Preisträger von 1985, Friedrich Dürrenmatt, siedelt große Teile seines Romans „Justiz“ in der Umgebung der Büchnerschen Wohnung in der Spiegelgasse an.

Nach der Probevorlesung „Über Schädelnerven“ Anfang November beginnt Büchner sogleich sein Collegium. Er liest dreimal wöchentlich von 14.00–15.00 Uhr auf seinem Zimmer. Das war nichts ungewöhnliches. Auch in Gießen lasen die Professoren in ihren Wohnungen, da es ein Universitätsgebäude noch nicht gab.

Der spätere Kantonalstabsarzt Dr. Lünig, einer von Büchners Hörern, berichtet: „Der Vortrag Büchners war nicht gerade glänzend, aber fließend, klar und bündig, rhetorischen Schmuck schien er fast ängstlich, als nicht zur Sache gehörig zu vermeiden, was aber diesen Vorlesungen vor allem ihren Wert verlieh und was dieselben für die Zuhörer so fesselnd machte, das waren die fortwährenden Beziehungen auf die Bedeutung der einzelnen Teile der Organe und auf die Vergleichung derselben mit den höheren Tierklassen, wobei sich Büchner aber von den damaligen Übertreibungen der philosophischen Schule (Oken, Carus) weislich fernzuhalten mußte.“

Während Büchner schon für das Sommersemester 1837 eine „Vergleichende Anatomie der Wirbeltiere“ angekündigt hat, befällt ihn das tödliche Fieber. Am 19. Februar stirbt er. Umstände und Krankheitsverlauf lassen mit ziemlicher Sicherheit auf eine Typhusinfektion schließen¹⁸⁾. Alle angestellten Spekulationen über andere Todesursachen sind abwegig. Der o.g. Heidelberger Pathologe

¹⁸⁾ A. Geus: Georg Büchners letzte Krankheit. Ein Beitrag zur Geschichte des Typhus im 19. Jahrhundert. In: Georg Büchner: 1813–1837; Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler; Katalog der Ausstellung Mathildenhöhe, Darmstadt, 2. Aug. – 27. Sept. 1987; Basel, Frankfurt/Main 1988.

Wilhelm Doerr nimmt an, daß der durch das Übermaß an Arbeit körperlich geschwächte Büchner sich bei den Präparationen frischer Fische infiziert hat.

Am 21. Februar 1837 wird er auf dem Friedhof Krauthausen beerdigt, und als der Friedhof aufgelöst wird – heute findet sich an dieser Stelle das Kunsthaus – überführt man ihn auf den Germania-Hügel am Zürichberg, wo der Grabstein noch erhalten ist.

Poesie und Naturwissenschaft

Das Werk des nur 23 Jahre alt gewordenen Georg Büchner ist verständlicherweise an Umfang schmal: eine politische, vier poetische und zwei wissenschaftliche Schriften.

Leistete „Der Hessische Landbote“ nicht immer noch Aufklärungsarbeit und wären die poetischen Werke nicht als genial erkannt worden und daher mit dieser eingangs geschilderten ungeheuren Wirkung auf uns gekommen, so wären die naturwissenschaftlichen Schriften wohl nie der Vergessenheit entrissen worden.

So aber sind wir durch die Analysen vor allem von Jochen Walther Bierbach¹⁹⁾, Otto Döhner jr.²⁰⁾, Wilhelm Doerr²¹⁾ und Hermann Helmig²²⁾ über Gehalt und Wert der beiden morphologischen Arbeiten unterrichtet und durch die Untersuchungen von Thomas Henkelmann²³⁾, Sigrid Oehler-Klein²⁴⁾ und Gernot Rath²⁵⁾ steht außer Zweifel, daß in allem, was Büchner an Poetischem geschrieben hat, der Naturforscher sich nicht verleugnen läßt – im Gegensatz etwa zu seinem Zeitgenossen Adelbert von Chamisso, über dessen „Beziehungen zwi-

¹⁹⁾ J. W. Bierbach: Der Anatom Georg Büchner und die Naturphilosophen. Diss. Düsseldorf 1961

²⁰⁾ O. Döhner jr.: Georg Büchners Naturauffassung. Diss. Marburg 1967

²¹⁾ W. Doerr: Georg Büchner als Naturforscher. Vorgetragen am 10. März 1987 in der gemeinsamen Sitzung der „Goethe-Gesellschaft“ und des „Ärztlichen Kreisvereins“, Darmstadt. Hrsg. Kulturdezernat der Stadt Darmstadt 1987

²²⁾ H. Helmig: Der Morphologe Georg Büchner 1813 – 1837. Diss. Basel 1950

²³⁾ T. Henkelmann: Der Arzt und Dichter Georg Büchner. Diss. Heidelberg 1976

²⁴⁾ S. Oehler-Klein: „Der Sinn des Tieggers“. Zur Rezeption der Hirn- und Schädellehre Franz Joseph Galls im Werk Georg Büchners. In: T. M. Mayer (Hrsg.): Georg Büchner Jahrbuch 5, 18 – 51, 1985

²⁵⁾ G. Rath: Medizinisches in Georg Büchners Dichtung. Ärztliche Praxis II/49, 9. 12. 1950

G. Rath: Georg Büchner. CIBA-Symposium 7 (1), 34–37, 1959

schen dem dichterischen und dem naturwissenschaftlichen Schaffen“ der Berliner Zoologe Konrad Senglaub²⁶⁾ meint: „Fast möchte man sagen, sie existieren nicht – wenn man vom sprachlichen Niveau seiner naturwissenschaftlichen Texte absieht. Außer dem autobiographischen Bezug in Peter Schlemihls Geschichte gibt nur ein einziges Gedicht («Carabus» 1818) einen Fingerzeig, daß sein Autor etwas mit Naturforschung zu tun hatte.“ Wie weit Büchner mit Chamisso's Werken vertraut war, ist nicht bekannt.

Daß er ihn gekannt und möglicherweise auch geschätzt hat, ist offensichtlich, sonst hätte er wohl kaum dem zweiten Akt von „Leonce und Lena“ Chamisso's Vierzeiler „Wie ist mir eine Stimme doch erklingen/Im tiefsten Innern,/Und hat mit einem Male mir verschlungen/All mein Erinnern.“ vorangestellt.

Es gilt nun, in der Poesie Büchners den Naturforscher dingfest zu machen und aufgrund seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten den Naturforscher zu beurteilen, zu werten. Beides kann nur an ausgewählten, miteinander vikariierenden Beispielen und zudem nur andeutungsweise geschehen.

Was das in der deutschen Literatur und auch in der Literatur der Welt Neue an Büchners Poesie ausmacht, ist sein Realismus, und was ihm den Dauererfolg bringt, ist zudem seine immer wieder von allen Interpreten zu Recht betonte Aktualität. So sollen die Ausführungen zur Naturwissenschaft in der Poesie Büchners in Überlegungen zum Realismus am Anfang und zur Aktualität am Ende eingebunden werden.

Realismus ist nun nichts spezifisch Naturwissenschaftliches. Auch der Historiker ist dem Realismus verpflichtet. Ich denke aber, daß Büchners Realismus eine naturwissenschaftliche Basis hat, und daß man seine Werke anders liest, wenn man weiß, daß ein Naturforscher hinter ihnen steht.

Es ist der Naturforscher Büchner, der an die Eltern schreibt: „Wenn man mir übrigens noch sagen wollte, der Dichter müsse die Welt nicht zeigen, wie sie ist, sondern wie sie sein solle, so antworte ich, daß ich es nicht besser machen will als der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie sie sein soll.“

Und diese seine Kunstauffassung legt er später nahezu wörtlich seinem „Lenz“ in den Mund, wenn er ihn sagen läßt: „Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht wie sie seyn soll, und wir können wohl nicht was Besseres klecksen, unser einziges Bestreben soll seyn ihm ein wenig nachzuschaffen. Ich verlange in allem Leben, Möglichkeit des Daseins, und dann ist's gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es häßlich ist, das Gefühl, daß Was geschaffen sey, Leben habe, stehe über diesen Beiden, und sey das einzige Kriterium in Kunstsachen. Übrigens begegne es uns nur selten, in Shakespeare finden wir es und in den Volksliedern tönt es einem ganz, in Goethe machmal entgegen. Alles Übrige kann man ins Feuer werfen.“

²⁶⁾ K. Senglaub: Kunersdorf und die russische Brigg „Rurik“. Zwei Stationen im Leben des Naturforschers Adelbert v. Chamisso. wissenschaft und fortschritt 38, 199–201, 1988

Reales – und jetzt folge ich, wenn auch nicht ganz wörtlich, Überlegungen des Bonner Germanisten Harald Steinhagen²⁷⁾ – Reales, also nicht Erdachtes, wird von Büchner realistisch dargestellt.

Reales – das betrifft den Inhalt, die Stoffauswahl, realistisch meint die ästhetischen Mittel der Darstellung. In allem, vom „Hessischen Landboten“ bis zum „Lenz“, hält Büchner sich an seine genau geprüften Quellen, übernimmt im „Danton“ zum größten Teil wörtlich die Reden der Revolutionsführer Robespierre, Saint Just und Danton.

Und er läßt seine Figuren Prosa reden. „Verse schließen die Realität aus“, heißt es bei Steinhagen. Verse erhöhen, verklären, idealisieren. Büchners Bühnenfiguren sind u. a. schon deshalb Menschen von Fleisch und Blut, weil er sie natürlich reden läßt. Aber – und da ist er ganz Dichter – er kopiert nicht die alltägliche Prosasprache, sondern wählt mit großem Kunstverstand aus.

Ein zoologisches Beispiel möge es deutlich machen: Alle Lektionen, die ein Dressurpferd in der Hohen Schule zeigt, von den fliegenden Galoppwechseln bis zu den Pirouetten, Kapriolen, Levaden sind keinesfalls ihm künstlich adressiert. Sie sind natürliche Bewegungsweisen, wie man sie an jedem Pferd auf der Koppel beobachten kann. Nur sind sie beim Dressurpferd durch entsprechende Schulung verfeinert, vervollkommenet. Nicht anders sehe ich die Sprache bei Büchner.

Durch die konsequente Anwendung einer ihm durch Erb- und Lebensgang offenbar gewordenen Methode, eben der des Sezierens, was ja nichts anderes heißt, als offenlegen, gelingt ihm die größtmögliche Annäherung an das Objekt, gleich ob es Robespierre, Saint Just, Danton, König Peter und Leonce sind, die ja unverkennbar die Züge des hessischen Großherzogs Ludwig I. und seines Sohnes tragen, oder die Barben, Hechte und Maifische.

So bringt Büchner wirkliche Menschen auf die Bühne und nicht „Marionetten mit himmelblauen Nasen und affektiertem Pathos“, wie er es dem als Eleven der Karlsschule auch in Medizin ausgebildeten und später als Regimentsmedicus einige Monate praktizierenden Schiller vorwirft.

Schiller hatte immerhin eine Dissertation „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ vorgelegt, die nach Meinung der medizinhistorischen Forschung bereits Sachverhalte aufgreift, denen sich erst in unserer Zeit die moderne Psychosomatik annehmen wird, und die folglich „als klassisches Zeugnis der ganzheitlichen Krankheitsbetrachtung“ gelten kann.²⁸⁾

Schillers Dramenfiguren aber „sind nicht eigentlich lebendige Individuen, sondern Bedeutungsträger. Sie verkörpern eine Idee, eine Moral, ein Prinzip, eine Weltanschauung, sind also Mittel zu etwas, nicht Selbstzweck“.²⁷⁾

²⁷⁾ H. Steinhagen: Büchners Realismus. Vortrag, gehalten am 8. 8. 87 an der Volkshochschule Klappholttal auf Sylt. Manuskript.

²⁸⁾ G. Rath: Friedrich Schiller. CIBA-Symposium 7 (4), 178–183, 1959

Diese Kritik, wie sie Büchner in der 3. Szene des 2. Aktes im „Danton“ dem Camille in den Mund legt, zeigt wieder seine Ablehnung der Teleologie.

Büchner als scharfer Beobachter von Natur und Menschen kennt die Wirklichkeit des Materiellen wie die des Geistigen und hat Einsicht in ihre herausragenden Eigenschaften, die der scharfen Grenzen und die der fließenden Übergänge.

Der fließenden Übergänge, wie sie Geistes- und Naturwissenschaftler vom Philosophen Eubulides von Megara im 4. Jahrhundert v. Chr. bis heute zu Bernhard Hassenstein²⁹⁾ mit der Frage „Wie viele Körner ergeben einen Haufen?“ beschäftigen.

Für Büchner ist das Problem alt und bekannt, aber er bringt es in eine neue Dimension, auf einen neuen Nenner, wenn er das Mitglied des Wohlfahrtsausschuß' Barrère im „Danton“ sich fragen läßt: „Ob ich mich nun unter die Mörder dränge oder mich in den Wohlfahrtsausschuß setze, ob ich ein Guillotinen- oder ein Taschenmesser nehme? Es ist der nämliche Fall, nur mit etwas verwickelteren Umständen; die Grundverhältnisse sind sich gleich. Und durft er einen morden: durft er auch zwei, auch drei, auch noch mehr? Wo hört das auf? Da kommen die Gerstenkörner! Machen zwei einen Haufen, drei, vier, wieviel dann? Komm mein Gewissen, komm mein Hühnchen, bibibi da ist Futter!“

Der Naturforscher und in Sonderheit der Morphologe zeigt sich vor allem an und in der Gestalt des Danton. Die fatalistisch-nihilistische Geisteshaltung Dantons, sein — wie Gernot Rath sagt — „Sichverlieren an ein elementares naturhaftes Geschehen“ lassen die Gedankenwelt, die sich in jenen Jahren immer stärker formiert und in Büchner geradezu wühlt, eben die des heraufkommenden naturwissenschaftlichen Zeitalters bereits erkennen, die Abkehr von Idealismus und spekulativer Naturphilosophie und die Hinwendung zur exakten, von wirklichkeitstreuher Beobachtung und Experiment getragener Naturforschung.

Danton ist, wie Rath²⁵⁾ hervorgehoben hat, der Beobachter seiner selbst, seines eigenen Schicksals. Wie bei einem Versuch oder einem Entwicklungsvorgang verfolgt er den Ablauf des Geschehens und betrachtet schließlich den eigenen Untergang als Teil des Experiments.

Und so wie Büchner seinen zootomischen Blick Danton auf sich selbst richten läßt, so hält er ihn auch für gesellschaftliche Organisationsformen für angemessen, wenn er etwa den Deputierten Camille sagen läßt: „Die Staatsform muß ein durchsichtiges Gewand sein, daß sich dicht an den Leib des Volkes schmiegt. Jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen muß sich darin abdrücken. Die Gestalt mag nun schön oder häßlich sein,

²⁹⁾ B. Hassenstein: Wie viele Körner ergeben einen Haufen? Bemerkungen zu einem uralten und zugleich aktuellen Verständigungsproblem. In: A. Peisl & A. Mohler (Hrsg.): Der Mensch und seine Sprache. Schriften der Carl Friedrich von Siemens-Stiftung. Band 1, 1979

sie hat einmal das Recht zu sein, wie sie ist. Wir sind nicht berechtigt, ihr ein Röcklein nach Belieben zuzuschneiden.“

Den „Danton“ schrieb Büchner in jenen Januarwochen, da ihm die Polizei auf den Leib zu rücken drohte, und er auf Wunsch der besorgten Eltern in Vaters Privatlabor zwischen Skeletten und fixierten Präparaten arbeitete.

Das Manuskript soll er vor den Augen des Vaters durch Webers gerade erschienenen Atlas des menschlichen Körpers abgedeckt haben. Man weiß ja, daß bei gleichzeitiger Beschäftigung mit unter Umständen gänzlich verschiedenen Dingen, diese sich gegenseitig durchdringen können. So ist der „Danton“ voll von Anatomie, insbesondere aus dem Bereich des Nerven- und des Urogenitalsystems.

Das Nervensystem hat Büchner von seinen ersten Überlegungen zum Selbstmordproblem und den Wahnvorstellungen des Dichters Lenz bis zur Anatomie von Gehirn- und Rückenmark der Fische tief in seinen Bann gezogen. Vermutlich war es sein Thema, sein Gegenstand schlechthin.

Gleich zu Beginn des 1. Aktes sagt Danton: „Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren.“

Auch wenn es den Begriff Engramm noch nicht gibt, so ist Büchner sein Inhalt wohl bewußt, wenn er Leonce ausrufen läßt: „Gib acht! Mein Kopf! Ich habe unsere Liebe darin beigesetzt.“

Und nur ein mit der Anatomie des Rückenmarks präparierend vertraut Gewordener kann formulieren: „Nächstens werden die niedlichen Finger der reizenden Demalmy es – das Rückenmark – aus dem Futterale ziehen und es als Zöpfchen über den Rücken herunter hängen machen.“

Daß er wie Schiller in seinen „Räubern“ anatomische und medizinische Ausdrücke aus dem Bereich der Genitalien heranzieht, scheint verständlich: die Sprache im Umfeld der Bastille war nicht die feiner Salons. Aber er verdichtet sie, wenn er etwa einen Bürger eine Dirne beschreiben läßt mit den Worten: „Es sollen ihr ohnehin jeden Tag genug Eichel in den Schoß fallen.“

Auch in „Leonce und Lena“, diesem übermütig heiter-satirischen Stück, setzt er die Nomenklatur des Genitalsystems ein, bringt sie aber – und da ist er wieder ganz Artist – der Heiterkeit und Märchenhaftigkeit des Stückes folgend, in ebensolchem Gewand.

Da sagt Leonce: „Komm liebe Langeweile, deine Küsse sind ein wohlüstiges Gähnen und deine Schritte ein zierlicher Hiatus.“ Leonce identifiziert also ebenso fröhlich die Form des Hiatus genitalis mit der ellipsoiden Figur von O-Beinen, wie er wenig zuvor nicht minder vergnügt glossierte: „Ich gratuliere Ihnen zu der schönen Parenthese, die Ihre Beine machen.“

Solcherlei mag man wohl auch bei gut recherchierenden Schriftstellern ohne naturwissenschaftliche Vorbildung finden. Weniger aber das Folgende. Da sagt im „Danton“ ein Bürger: „Wie kann man nach einem solchen Verhör soviel Unglückliche zum Tod verurteilen?“ Und Dumas, einer der Präsidenten des Revolutionstribunals, antwortet: „Das ist in der Tat außerordentlich, aber die

Revolutionsmänner haben einen Sinn, der anderen Menschen fehlt, und dieser Sinn trägt sie nie.“ Und darauf der Bürger: „Das ist der Sinn des Tigers.“

Hier spielt Büchner mit den psychologischen Grundlagen der Schädellehre des aus Tiefenbrunn bei Pforzheim stammenden Arztes Joseph Gall. Als Phrenologe vertrat Gall die Ansicht, daß die Oberflächengestalt des Schädels Schlüsse auf geistige Anlagen gestatte. Er nahm an, daß es beim Menschen eine Reihe von Grundfakultäten gibt, wie er es nannte und worunter er z.B. den Ortssinn, den Verteidigungssinn, den Diebssinn und den Würge- und Mordsinn verstand. Insgesamt nannte er 27 derartige Grundeigenschaften für den Menschen und ordnete sie bestimmten Hirngebieten zu, was man an entsprechenden 27 Erhebungen der Schädeldecke erkennen sollte.

Wenn Büchner den Bürger von einem Sinn des Tigers reden läßt, dann meinte er den Mordsinn, denn der sollte nach Gall beim Tiger am ausgeprägtesten sein.

Wie aus dem weiteren Text hervorgeht, bezieht Büchner hier Stellung gegen das Triebkonzept Galls, indem er eine gegenseitige Einflußnahme von gesellschaftlich-geschichtlichen Bedingungen auf Naturdeterminanten betont. Sigrid Oehler-Klein hat alles in ihrem schon genannten Aufsatz²⁶⁾ genau analysiert.

Weniger als Naturwissenschaftler denn als Naturliebhaber und Naturkundler tritt uns Büchner in „Leonce und Lena“ entgegen: „Ach Herr, was ich ein Gefühl für die Natur habe. Das Gras steht so schön, daß man ein Ochs sein möchte, um es fressen zu können, und dann wieder ein Mensch, um den Ochsen zu essen, der solches Gras gefressen“, seufzt Valerio. Und kurz darauf: „Ha! Ich bin Alexander der Große! Wie mir die Sonne eine goldene Krone in die Haare scheint, wie meine Uniform blitzt. Herr Generalissimus Heupferd lassen Sie die Truppen anrücken! Herr Finanzminister Kreuzspinne, ich brauche Geld! Liebe Hofdame Libelle, was macht meine teure Gemahlin Bohnenstange? Ach bester Herr Leibmedicus Kantharide, ich bin um einen Erbprinzen verlegen.“

Cantharidin ist ein im Körper von Ölkäfern gebildetes Monoterpen, das in einem gelben öligen Saft aus den Beingelenken austritt, wenn die Tiere in Gefahr sind. Es wurde, wenn auch seiner Giftwirkung wegen mit zweifelhaftem Erfolg, von alters her als Universalheilmittel und vor allem zur Herstellung von Liebesrösten und Aphrodisiaka verwendet. Die Bezeichnung Cantharidin leitet sich von Cantharis ab, dem früheren Gattungsnamen der besonders cantharidinhaltigen sogenannten Spanischen Fliege, die keine Fliege, sondern eben ein Ölkäfer ist und heute *Lytta* heißt.

Und dann läßt Büchner Leonce sich mokieren über das, was von Linné her ins 19. Jahrhundert gekommen war: „Komm, Valerio, wir müssen was treiben, was treiben! . . . wir wollen untersuchen, wie es kommt, daß der Stuhl auf drei Beinen steht und nicht auf zweien. Komm wir wollen Ameisen zergliedern, Staubfäden zählen! Ich werde es doch noch zu irgendeiner fürstlichen Liebhaberei bringen.“

Aber Büchner kennt von Linné mehr als nur die Empfehlung, Staubfäden zu

zählen, und so kann er, dessen „Leonce und Lena“ von Shakespeare's „Wie es Euch gefällt“ beeinflusst ist, die Sonnenuhr bei Shakespeare durch Linné's Blumenuhr ersetzen.

Leonce fragt Lena: „Wollen wir ein Theater bauen?“ Lena schüttelt den Kopf. Und Leonce fährt fort: „Aber ich weiß besser, was du willst: wir lassen alle Uhren zerschlagen, alle Kalender verbieten und zählen Stunden und Monden nur nach der Blumenuhr, nur nach Blüte und Frucht. Und dann umstellen wir das Ländchen mit Brennspiegeln, daß es keinen Winter mehr gibt und wir uns im Sommer bis Ischia und Capri hinaufdestillieren, und das ganze Jahr zwischen Rosen und Veilchen, zwischen Orangen und Lorbeer stecken.“

Und da das Lustspiel damit endet, daß Valerio Leonce Gedanken sachlicher faßt und weiterspinnt, sei seine Schlußrede noch ergänzt: „Und ich werde Staatsminister, und es wird ein Dekret erlassen, daß, wer sich Schwielen in die Hände schafft, unter Kuratel gestellt wird; daß wer sich krank arbeitet, kriminalistisch strafbar ist; daß jeder, der sich rühmt, sein Brot im Schweiß seines Angesichts zu essen, für verrückt und der menschlichen Gesellschaft gefährlich erklärt wird; und dann legen wir uns in den Schatten und bitten Gott um Makkaroni, Melonen und Feigen, um musikalische Kehlen, klassische Leiber und eine commode Religion!“

In der heiter-satirischen Geschichte von Leonce und Lena aber gibt es eine Stelle, die geeignet ist, zur dumpf erschütternden Tragödie des „Woyzeck“ überzuleiten.

Nachdem Valerio Leonce schmackhaft machen wollte, wie unterhaltend es doch sei, wenn Leonce König werde, und dieser Valerio zurief: „Wir müssen was anderes treiben. Rate!“, antwortete Valerio: „Ach, die Wissenschaft, die Wissenschaft! Wir wollen Gelehrte werden. A priori? oder a posteriori?“

Diese humorig verhaltene Reserviertheit gegenüber der Wissenschaft wird im „Woyzeck“ zu bitterer Kritik an ungestümen Experimentieren und zur Karikatur des Experimentalwissenschaftlers, wenn er die Wirklichkeit zur Künstlichkeit verändert.

Das Woyzeck-Fragment beruht auf einer wahren Begebenheit. Büchner kannte diesen Fall, der nach langwierigen ärztlichen Untersuchungen mit der Hinrichtung des Delinquenten auf dem Marktplatz in Leipzig am 27. August 1824 endete, vermutlich aus der Zeitschrift für Staatsarzneykunde, an der sein Vater Mitarbeiter war.

Büchners Woyzeck ersticht die untreue Geliebte und ertrinkt bei der Beseitigung des Tatmessers in einem Teich.

Woyzeck, ein kleiner Soldat, ist eine geschundene Natur, der man sich bedient, wie man es gerade braucht. So setzt ein Arzt Woyzeck als Probanden für seine ernährungsphysiologischen Experimente ein:

„Doktor: Ich hab's gesehen, Woyzeck. Er hat auf die Straß gepißt, an die Wand gepißt, wie ein Hund. Und doch drei Groschen täglich und Kost! Woyzeck, das ist schlecht.“

Woyzeck: Aber Herr Doktor, wenn einem die Natur kommt.

Doktor: Die Natur kommt, die Natur kommt! Die Natur! Hab' ich nicht nachgewiesen, daß der *Musculus constrictor vesicae* dem Willen unterworfen ist? Die Natur! Woyzeck, der Mensch ist frei, in dem Menschen verklärt sich die Individualität zur Freiheit. — Den Harn nicht halten können! Hat er schon seine Erbsen gegessen, Woyzeck? Nichts als Erbsen, *cruciferae*, merk' Er sich's! Es gibt eine Revolution in der Wissenschaft, ich sprengte sie in die Luft. Harnstoff 0,10, salzsaures Ammonium, Hyperoxydul — Woyzeck, muß Er nicht wieder pissen? Geh Er einmal hinein und probier Er's!“

Und einige Szenen weiter mit Studenten: Der Doktor: „Sehen Sie, meine Herren, der Mensch, seit einem Vierteljahr ißt er nichts als Erbsen, bemerken Sie die Wirkung. Fühlen Sie einmal: was ein ungleicher Puls! Courage, Woyzeck! Noch ein paar Tage und dann ist's fertig. Apropos Woyzeck, bewege den Herren doch einmal die Ohren! Ich hab' es Ihnen schon zeigen wollen, zwei Muskeln sind bei ihm tätig. Allons, frisch. Bestie, soll ich dir die Ohren bewegen? Willst du's machen wie die Katze. So, meine Herren. Das sind so Übergänge zum Esel, häufig auch die Folge weiblicher Erziehung.“

Die ernährungsphysiologischen Experimente mit Erbsen hat Büchner nicht erfunden. Der französische Physiologe Francois Magendie berichtet 1817 erstmals von solchen Versuchen an Hunden. In Deutschland brachten 1824 dann der Heidelberger Physiologe Tiedemann und der Chemiker Gmelin ihr vielbeachtetes Buch „Verdauung nach Versuchen“ heraus.

Büchner hat mit hoher Wahrscheinlichkeit die Originalarbeiten gekannt. Es ist aber nicht auszuschließen, daß er von allem zusätzlich auch bei Liebig gehört hat, der gerade zu Büchners Gießener Zeit begann, sich der physiologischen Chemie zuzuwenden.

Die Demonstration mit den Ohrmuskeln hatte Büchner selbst in Wilbrands Anatomie-Vorlesung erlebt. Der Gießener Professor ließ jeweils bei der Besprechung der Ohrmuskulatur seinen Sohn auftreten und ihn mit den Ohren wedeln, was dieser ausgezeichnet beherrschte, während der Vater — wie Carl Vogt⁴⁾ berichtet — der skurrilen Vorführung noch den i-Tupfer aufsetzte, indem er sagte, daß diese Muskeln beim Menschen obsolet geworden seien, der Mensch normalerweise die Ohren nicht bewegen könne. Dies könnten nur die Affen.

Vom „Woyzeck“ zum Novellenfragment „Lenz“ ist es wissenschaftlich nur ein kleiner Schritt: Woyzeck wie auch Lenz gelten als psychopath, gelten als Gestörte.

Wahnwelt, Halluzinationen, Affektentzug, Auflösung der Persönlichkeit, Konfliktverarbeitung sollen ebenso Kernpunkte in Büchners Krankheitsauffassung sein, wie er im „Woyzeck“ ein vollständiges Bild der Schizophrenie 50 Jahre vor Kraepelin geben soll.²⁵⁾

Ich wähle die Ausdrucksform „soll“ nicht, weil ich Thomas Henkelmanns Auffassung anzweifle, sondern weil ich als mit Neurologie und Psychiatrie nicht Vertrauter dies nicht beurteilen, nur referieren kann.

Doch was dem Biologen Büchner beim Studium des Nervensystems der Fische aufgegangen war, daß das Lebendige eine Entwicklung durchmacht und eine Geschichte hat, verhilft ihm zur Einsicht in die Geschichtlichkeit einer Krankheit.

Krankheiten haben einen lebensgeschichtlichen Hintergrund. Drei Jahre nach Büchners Tod, 1840, formuliert Broussai: „Um Krankheiten heilen zu können, muß man ihre Geschichte kennen, man muß wissen, wie sie entstehen, wie sie sich entwickeln und schließlich enden. Jede Wissenschaft, die nicht auch Geschichte der Phänomene ist, die sie analysiert, ist falsch, zweideutig, konfus.“

Büchner ist bei der Beschreibung des Krankheitsverlaufs des Dichters Lenz der gleiche hervorragende Phänomenologe wie im „Danton“ oder im „Woyzeck“, der präzise und mit innerer Logik Entwicklungsvorgänge, ohne sie zu benennen, so gut beschreibt, daß im Falle seiner Krankheitsdarstellung diese als Ätiologie zu verwenden ist.

Um solche Wahrheiten geht es, wenn von Büchners Aktualität die Rede ist. Harald Steinhagen²⁷⁾ sagte: „Vielfach lassen sich Büchners Werke so lesen als seien sie nicht schon 150 Jahre alt. Bei Lessing, Goethe, Schiller, selbst bei Heine und Fontane vergißt man eigentlich nie, daß es sich bei ihren Werken um historische Produkte handelt, zu denen man keinen ganz unmittelbaren Zugang mehr findet, bei denen man den historischen Abstand durch eigene Anstrengung überwinden muß. Nicht so bei Büchner.“

Daß dies so ist, daran hat der Naturforscher in Büchner entscheidenden Anteil. Im „Lenz“ erkannte er als Wesen der Krankheit ihre Geschichtlichkeit. Die Frage, die seit Jahren Wissenschaft und Gesellschaft bewegt: die Frage nach der Verantwortung dessen, was in den Experimenten geschieht, wird in der deutschen Literatur nirgends so deutlich aufgerollt wie im „Woyzeck“, und es dürfte wohl kaum eine kürzere und dichtere Beschreibung unserer derzeitigen Weltlage geben, wie sie Büchner vor mehr als 150 Jahren Saint-Just in seiner berühmten Rede vor den Deputierten des Nationalkonvents formulieren läßt:

„Die Natur folgt ruhig und unwiderstehlich ihren Gesetzen; der Mensch wird vernichtet, wo er mit ihnen in Konflikt kommt. Eine Änderung in den Bestandteilen der Luft, ein Auflodern des tellurischen Feuers, ein Schwanken in dem Gleichgewicht einer Wassermasse und eine Seuche, ein vulkanischer Ausbruch, eine Überschwemmung begraben Tausende. Was ist das Resultat? Eine unbedeutende, im großen Ganzen kaum bemerkbare Veränderung der physischen Natur, die fast spurlos vorübergegangen sein würde, wenn nicht Leichen auf ihrem Weg lägen.“

Höhe- und Endpunkt von Büchners Lauf- und Lebensbahn als Naturforscher und Mensch sind die beiden naturwissenschaftlichen Arbeiten: der „Mémoire“ und die „Probevorlesung“.

Während der in Quartform 57 Seiten starke und in französischer Sprache abgefaßte Mémoire gedruckt vorliegt, ist die Probevorlesung nur in Form von vier großen Manuskriptbogen in deutscher Sprache erhalten.

Beide haben das Nervensystem und besonders die Hirnnerven zum Gegenstand. Der *Mémoire* kann als Originalarbeit, die Probevorlesung als eine gedanklich kontemplative Weiterführung des *Mémoire* angesehen werden.

Der *Mémoire* ist in zwei große Abschnitte gegliedert: eine „*partie descriptive*“ und eine „*partie philosophique*“, was im Prinzip unserer heutigen Unterscheidung von Ergebnissen und Diskussion entspricht.

Die „*partie descriptive*“ gibt die Ergebnisse seiner anatomischen Sektionen wieder und vergleicht sie mit den Beobachtungen anderer Autoren.

Alle Ergebnisse sind am Situs frischer Tiere gewonnen. Büchner betont, daß man mit Lupe und am frischen Tier arbeiten müsse, weil die Nerven sich dann noch durch ihre weiße Farbe vom Rot der Muskulatur unterscheiden. Eine histologische Schneidetechnik, wie sie uns heute zur Verfügung steht, war noch nicht entwickelt. Mikrotome gibt es erst seit 1854.

Trotz dieser primitiven Präpariermöglichkeiten konnte Büchner am Fischrumpf den Seitennerv bis in den Schwanz, sowie die abgehenden Hautäste freilegen und eine Faser des intestinalen Vagusastes sogar bis in den Herzvorhof verfolgen, was keinem früheren Präparator gelungen war.

Dem *Mémoire* ist eine lithographische Falttafel mit 20 bemerkenswert sorgfältigen Zeichnungen beigelegt. Auch wenn vieles von Büchners Sektionsbefunden heute überholt ist — Hermann Helmig hat es genau aufgezeigt — so können doch die Abbildungen einen Eindruck von Büchners Präparationsleistungen vermitteln.

Zwei seien ausgewählt. Die erste (Abb. 4) zeigt den Kopf einer Barbe von rechts, die Kiemenregion und Eingeweide wie Schwimmblase, Leber mit Milz, das Herz, vor allem aber den Nervus vagus und Nervus splanchnicus. Büchner konnte erstmals einen Vagusast zum Herzen und zur Schwimmblase darstellen.

Die Innervation der Schwimmblase durch den Nervus vagus schien ihm deren Lungennatur zu bestätigen; die Versorgung des Gehörorgans durch den Facialis ließ ihn das Ohr als umgewandelte Kiemenhöhle deuten.

Das zweite Bild (Abb. 5) zeigt einen nach Abtragung des Schädeldaches sichtbar gewordenen dorsalen Aufblick auf Gehirn, Riechnerv, Nervus ophthalmicus, das Auge und die Bogengänge.

Was Büchner aber im wesentlichen interessierte — und das ist der Inhalt der „*partie philosophique*“ im *Mémoire* wie der der Probevorlesung — ist das, was Goethe die Hauptaufgabe der Morphologie nannte, wie Sukzessives ein Simultanes sein könne, also das, was wir heute als Homologieprinzip bezeichnen.

Damit stellte Büchner sich gegen seine Lehrer Duvernoy und Cuvier und folgte deren Gegnern Geoffroy Saint-Hilaire, Goethe, Oken.

So versucht er zu beweisen, daß es sechs Paar ursprüngliche Hirnnerven gibt, daß ihnen sechs Schädelwirbel entsprechen und daß die Entwicklung der cerebralen Massen gemäß ihrer Herkunft vor sich geht, woraus sich ergibt, daß der Schädel und sein Inhalt nur das Produkt einer Umwandlung der Wirbel und der Medulla sind.

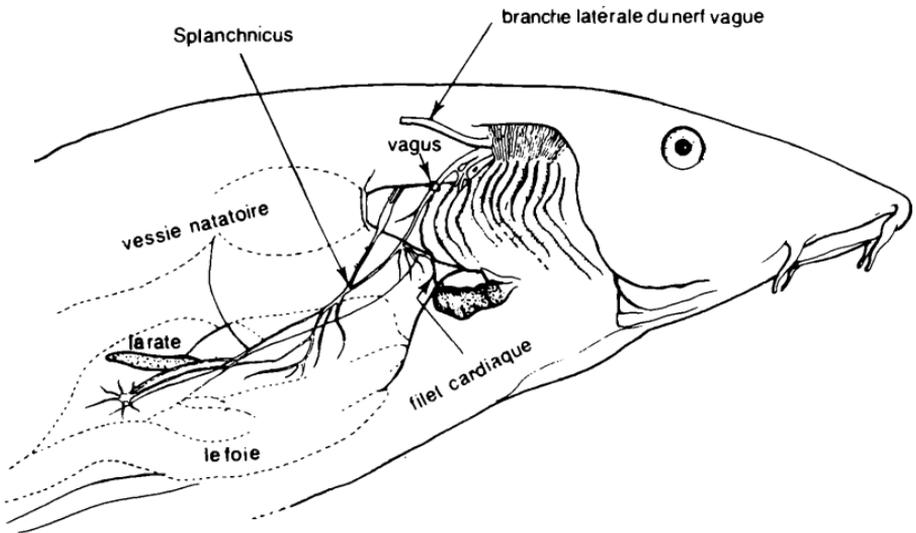


Abb. 4: Aus Büchners Doktorarbeit. Kopf einer Barbe. Schematische Darstellung von Kiemenregion, Schwimmblase (vessie natatoire), Milz (la rate), Leber (le foie), Nervus vagus, Nervus splanchnicus und Herznerv (filet cardiaque). Die in Büchners Zeichnung verhältnismäßig zarte Linienführung ist von Hubertus Bacher, wiss. Zeichner am Pathologischen Institut der Universität Heidelberg, graphisch nachgearbeitet.

Und er formuliert in der Probevorlesung: „Wenn Oken gesagt hatte: der Schädel ist eine Wirbelsäule, so mußte man auch sagen: das Hirn ist ein metamorphosiertes Rückenmark und die Hirnnerven sind Spinalnerven.“

Auch wenn diese Wirbeltheorie des Schädels durch die Segmenttheorie von Fürbringer³⁰⁾, nach der der rostrale Teil des Kopfes der Wirbeltiere primär bis ans Vorderende segmentiert gegliedert ist, abgelöst wurde, so hat sie doch noch einen Hauch von Berechtigung; denn bei Fischen und Amphibien kommt in der Ontogenese am hinteren Ende des Schädels ein Zuwachs an Rumpfmateriale hinzu. Hier entsteht wirklich ein Stück Schädel aus Wirbeln. Selbstverständlich soll damit nicht Büchners Auffassung gerettet werden.

Sein Verdienst – das sollte meines Erachtens bei historischer Betrachtung des Homologie-Prinzips erwähnt werden – liegt darin, vier Jahre nach Goethes Tod

³⁰⁾ M. Fürbringer: Über die spinooecipitalen Nerven der Selachier und Holocephalen und ihre vergleichende Morphologie. Festschrift C. Gegenbaur 3, 349–788, 1897

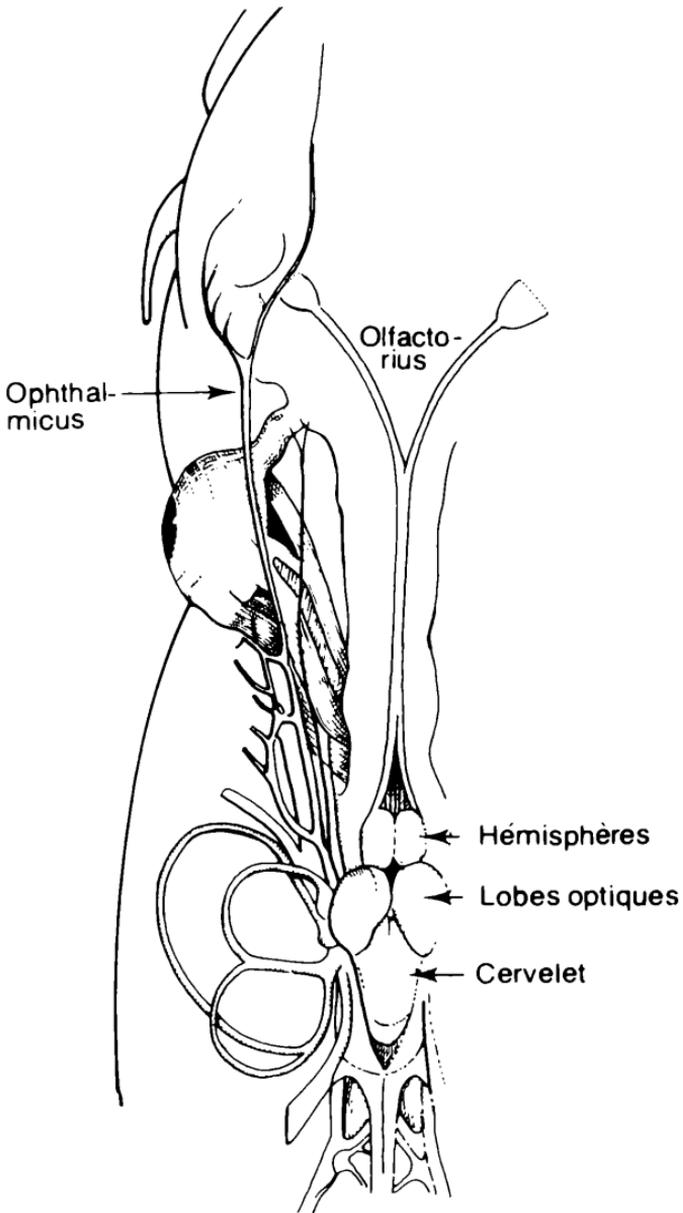


Abb. 5: Linke Kopfhälfte einer Barbe. Freigelegt sind die Nerven Ophthalmicus und Olfactorius sowie Großhirnhemisphären, die Sehhügel (Lobes optiques) und das Kleinhirn (Cervelet). Graphische Nacharbeit wie bei Abb. 4 durch Hubertus Bacher.

und noch zwölf Jahre bevor Owen 1848³¹⁾ den Homologiebegriff durch Abtrennung von dem der Analogie klar definierte, schon konsequente Homologienforschung betrieben zu haben und den Typus als ideelles Abbild im Sinne Goethes in einen realistischen type le plus pur überführt zu haben²³⁾, insofern er ihn als einen „optimalen Annäherungswert sieht, der ganz am Anfang der Reihe zu suchen ist“.²⁰⁾

In der Probevorlesung heißt es: „In der vergleichenden Anatomie strebte alles nach einer gewissen Einheit, nach dem Zurückführen aller Formen auf den einfachsten primitiven Typus . . . Es dürfte wohl immer vergeblich sein, die Lösung des Problems in der verwickeltesten Form, nämlich bei dem Menschen zu versuchen. Die einfachsten Formen leiten immer am sichersten, weil in ihnen sich nur das Ursprüngliche, absolut Notwendige zeigt. Diese einfache Form bietet uns nun die Natur für dieses Problem entweder vorübergehend im Fötus oder stehen geblieben, selbständig geworden, in den niederen Wirbeltieren.“

Hier klingen Gedanken an, die Jahre später in der biogenetischen Grundregel formuliert und solche, wie sie für die Phylogenetik verpflichtend werden.

So hat sich nun der Kreis vom unidealistischen „Danton“ zum unidealistisch betrachteten Nervensystem der Barben geschlossen.

Büchner hätte vielleicht das Zeug gehabt, die idealistische in eine realistische Morphologie zu überführen.

Also ist von der schon genannten Spekulation seines Bruders Ludwig bis zum Medizinhistoriker Gernot Rath immer wieder die Frage gestellt worden, wohin hätte Büchners realistisches Denken ihn geführt.

Solche Versuche bleiben für den Naturwissenschaftler beziehungslos; für einen Dichter aber könnten sie reizvoll sein.

Peter Weiß läßt in seinem Stück „Hölderlin“ in einer fiktiven Begegnung den jungen Karl Marx den schon geistig umnachteten Hölderlin im Turm in Tübingen aufsuchen. Ich könnte mir ein ebensolches fiktives Gespräch denken, bei dem der gerade von seiner Weltfahrt mit der Beagle heimgekehrte Darwin den vier Jahre jüngeren Büchner in Zürich aufsucht.

Der dies gestalten könnte aber müßte ein Dichter sein von ebenso fundamentaler naturwissenschaftlicher Bildung wie dramaturgischem Können, eben ein Georg Büchner.

³¹⁾ R. Owen: Report on the archetype and homologies of vertebrate skeleton. Reports 16th Meeting. British Assoc. Adv. Sci. 169–340, 1848

Danksagungen

Herrn Prof. Dr. Harald Steinhagen, Bonn, danke ich für hilfreiche Gespräche und Diskussionen sowie die großzügige Überlassung seines Vortragsmanuskriptes „Büchners Realismus“; Herrn Prof. Dr. Klaus Sander, Freiburg, für manchen Hinweis; Herrn Prof. Dr. Wilhelm Doerr für die Erlaubnis, die auf seine Veranlassung von Hubertus Bacher graphisch nachgearbeiteten Zeichnungen aus Büchners Doktorarbeit übernehmen zu dürfen und der Senckenbergischen Bibliothek in Frankfurt am Main für die Bereitstellung einer Kopie des Titelblattes von Büchners Doktorarbeit.

Eingang des Manuskripts am 20. Juli 1989.